

der überseeischen Expansion und der Reformation offensichtlich unterschätzt, kulturelle Prozesse weitgehend ausblendet (die Leserevolution wird nur am Rande und die Aufklärungsbewegung überhaupt nicht erwähnt) und den Aufstieg neuer sozialer Schichten und Eliten in den Städten kaum wahrnimmt. Es entsteht auf diese Weise ein zu statisches Bild der frühmodernen Stadt, das nicht in Einklang zu bringen ist mit dem »Übermaß an Veränderung« (Winfried Schulze) insbesondere im 16. Jahrhundert und – weil das Buch entgegen der üblichen Periodisierung die Epoche schon 1750 aufhören läßt – schon gar nicht mit den in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einsetzenden neuen Entwicklungen. Bezeichnenderweise stützt Friedrichs seine Befunde fast ausschließlich auf Beispiele aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

Der Gesamteindruck bleibt zwiespältig. Einerseits belegt Friedrichs eindrucksvoll die Existenz einer gemeinsamen urbanen Tradition im Europa der Frühen Neuzeit. Angesichts der räumlichen und zeitlichen Ausdehnung des Themas vollbringt die Studie eine bislang unerreichte Syntheseleistung, die in vielem Bestand haben wird. Andererseits werden wichtige Fragen nicht gestellt, bedeutende Aspekte vernachlässigt, wodurch das Buch in mancher Hinsicht hinter dem bereits erreichten Erkenntnisstand zurückbleibt. »It all depends«, um noch einmal den Autor zu zitieren, »on what we are looking for« (S. 331).

Jürgen Müller, Frankfurt/Main

Dietrich Schwanitz, Englische Kulturgeschichte. Band 1: Die Frühe Neuzeit 1500–1760; Band 2: Die Moderne 1760–1914, Francke Verlag, Tübingen 1995, 299 u. 320 S., brosch., je 29,80 DM.

Das vorliegende Werk von Dietrich Schwanitz fasziniert und irritiert zugleich. Die Aufgabe, die der Autor sich gestellt hat, könnte ehrgeiziger nicht sein. Er möchte die »Whig Interpretation of History«, die klassische Geschichte vom Fortschritt des englischen Geistes in der Verwirklichung der Freiheit, auf die Höhe der modernsten Gesellschaftstheorie heben. Das Vorhaben verblüfft, weil die Fachhistorie die Stärke des whiggistischen Beobachters gewöhnlich in seiner Naivität vermutet. Ein nationales Hochgefühl läßt erkenntnistheoretische Zweifel nicht aufkommen und gibt dem Erzähler die Kraft, zerstreute Episoden zur Kontinuität einer stetig voranschreitenden Geschichte zusammenzufassen. Schwanitz trägt nun eine selbstreflexive Variante der »Whig Interpretation« vor, der sich die eigenen Schwächen als Stärken enthüllen. Gegen Macaulays Darstellung der Glorreichen Revolution etwa ist eingewandt worden, sie gebe das gute Ende zugleich als notwendig und als extrem unwahrscheinlich aus: Die gesamte Verfassungsgeschichte Englands hat den Sieg des Parlaments über den König vorbereitet, und trotzdem hängt im entscheidenden Moment alles davon ab, daß Jakob II. die Nerven verliert und nach Frankreich flieht. Die Einheit der Erzählung scheint insgeheim noch durch jene Vorsehung garantiert, zu der der Historiker sich nicht mehr offen bekennt. Schwanitz gewinnt dem glücklichen Zufall einen soziologischen Sinn ab. Nach Niklas Luhmann ist die moderne Gesellschaft ein unwahrscheinliches Phänomen; sie beruht auf dem Zusammentreffen von Bedingungen, die ebensogut nicht hätten eintreten können. Diese »Erstaunlichkeit« (II, S. 7) der Zivilisation illustriert bei Schwanitz etwa der dynastische Zufall, daß die Königinnen Maria II. und Anna ohne überlebende Erben blieben, so daß das Parlament mehrfach die Thronfolge festlegen mußte (I, S. 184). Der häufige Regentenwechsel eröffnete dem Parlament einen Spielraum, in dem sich das Zweiparteiensystem etablierte. Diese Entwicklung war »nicht bewußt geplant«; im Rückblick kann man ihren Sinn erkennen (I, S. 212). Eben diese retrospektive Sinnggebung ist

seit jeher am Whig-Historiker getadelt worden. Die Gewohnheit, die gesamte Vergangenheit auf die Gegenwart zu beziehen, gilt als Kennzeichen einer vorwissenschaftlichen Historiographie, der die Epochen noch nicht unmittelbar zu Gott sind. Für Schwanitz beweist gerade der Zusammenhang von Teleologie und »hindsight« die Modernität der whiggistischen Historie. Wenn der Historiker seinen Standpunkt als Ziel der Geschichte setzt, wird seine Erzählung selbstreferentiell; sie handelt von ihrer eigenen Ermöglichung. Entwickelt wurde diese Erzählform im Roman; in einem brillanten Kapitel über Jane Austen und Hegel deutet Schwanitz den Vorgang systemtheoretisch (II, S. 112–120). Eines der Systeme, in die sich die moderne Gesellschaft ausdifferenziert, ist die Kunst. Das autonome Kunstwerk bringt seine eigene Form hervor und reproduziert, gerade indem es sich nur auf sich selbst bezieht, die Selbstorganisation der Gesellschaft. Der Hamburger Anglist verfolgt solche paradoxen Beziehungen zwischen Literatur und Gesellschaft und interessiert sich besonders für die Figuren des Selbstbewußtseins, Schauspieler und Zuschauer, Liebhaber und Dandy. Diese Kulturgeschichte reflektiert auf die eigene Form, indem sie den Wandel von Zeitauffassung und Erinnerungskunst betrachtet. So geht über der Ausdifferenzierung der Gesellschaft die Einheit der Geschichte nicht verloren. Der Historiker des Bewußtseins erkennt bei Hobbes und Newton (I, S. 189) dieselbe Weltauffassung wie hinter der Bank von England (I, S. 211): Berechenbare Unruhe ist der Normalzustand. Das alles ist schwungvoll erzählt, an Ausblicken und Anspielungen reich – kurzum faszinierend.

Irritierend ist die große Zahl der kleinen Fehler. Latimer diente Maria I. nicht als Verfolger (I, S. 41), sondern wurde auf ihren Befehl als Ketzer verbrannt. Nicht Pius X. exkommunizierte Elisabeth (I, S. 49), sondern Pius V. Und nicht Pius XI. erließ den *Syllabus Errorum* (II, S. 182), sondern Pius IX. Die *Latitudinarians* waren keine »High-Church-Bewegung« (I, S. 214), sonst hießen sie *Altitudinarians*. Nicht Churchill (II, S. 7), sondern Seeley schrieb die Eroberung des Empire einem Anfall von Geistesabwesenheit zu. Viktoria regierte lange, doch nicht fast 75 Jahre (II, S. 68). Voller Fehler sind die Angaben über das unreformierte Unterhaus (II, S. 81) und das heutige Oberhaus (I, S. 275). Man müßte nicht so kleinlich sein, wäre die aristokratische Verachtung des unbequemen Details nicht eine alte Schwäche whiggistischer Historie. Hier kehren die großen Gewißheiten zurück, deren mühselige Korrektur das Geschäft der historischen Forschung ist. Der »verbreitete Antiklerikalismus« erklärt wieder die Reformation (I, S. 16), und der Bürgerkrieg ist wieder ein »Klassenkampf« (I, S. 133). Sollte die »konsequent-ironische Göttin der Geschichte« (II, S. 65) es gefügt haben, daß die allerneueste Theorie auf veraltetes Wissen angewiesen ist? Man kann nicht mehr sagen, daß die Parlamentsreform von 1832 »natürlich« (II, S. 166) von den Whigs ausging; dafür wissen wir zuviel über den »liberal Toryism« einerseits und die Konfusion der whiggistischen Führungszirkel andererseits. Wenn es freilich nur auf das fortschrittliche Resultat ankommt, darf der Historiker den kurvenreichen Weg zur geraden Straße verkürzen. Er kann den »mythologischen Charakter« (II, S. 309) der eigenen Erzählung fröhlich eingestehen. Auch dann sollte die Phantasie aber ihre Grenze an den Tatsachen finden. Es mag ja sein, daß die englische Kultur »mit einem anti-totalitären Immunsystem ausgestattet« (II, S. 310) ist, auch wenn die organologische Metapher verwundert. Doch man kann die Wirkung der Abwehrkräfte nicht damit belegen, daß gegen Disraeli »niemals die antisemitischen Klischees benutzt« worden seien, die »auf dem Kontinent immer bedrohlicher wurden« (II, S. 205). Das ist schlicht falsch.¹ Auf eine eher rührende Weise altmodisch ist die bildungsbürgerliche Begeisterung des Autors für die »Kulturheroen« (I, S. 12), das »Wunder des Zeitalters« (Shakespeare) (I, S. 54) und den »Titanen der

1 Vgl. Anthony S. Wohl, »Dizzi-ben-Dizzi«: Disraeli as alien, in: *Journal of British Studies* 34, 1995, S. 375–411 mit der älteren Literatur.

modernen Malerei« (Turner) (II, S. 109). Amüsant schließlich, daß der Theoretiker des Temporalen dem Aberglauben des Gleichzeitigen huldigt. Schwanitz hält es für »fast symbolisch«, daß Bentham »im Jahre der großen Reform Bill 1832 starb« (II, S. 127). Schon Nietzsche fand »bei Historikern und Kulturmalern« diesen Glauben: »Ein Mensch stirbt, eine Eule krächzt, eine Uhr steht still, alles in Einer Nachtstunde: sollte da nicht ein Zusammenhang sein?« Bei Schwanitz krächzt die Eule der Minerva.

Patrick Bahners, Bonn

Michael North (Hrsg.), Nordwesteuropa in der Weltwirtschaft/Northwestern Europe in the World Economy 1750–1950, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1993, 307 S., kart., 98 DM.

Der Herausgeber dieses Bandes, Michael North, hat sich in den letzten Jahren durch eine Reihe von Studien vor allem auf dem Gebiet der Geld- und Währungsgeschichte besonders des norddeutsch-hansischen Raumes einen guten Namen gemacht. Vielleicht noch bekannter wurde er durch die von ihm organisierten internationalen Kolloquien im Schloß Salzau (östlich von Kiel höchst reizvoll gelegen), in denen zentralen Fragen der Wirtschaftsgeschichtsforschung von Sachkennern behandelt und intensiv diskutiert wurden.

Der vorliegende, zweisprachige Band dokumentiert das 3. Kolloquium 1992, das sich mit der Stellung des nordwestlichen Europa in der Weltwirtschaft zwischen 1750 und 1950 befaßte. Mit der Weltwirtschaft griff es ein Thema auf, das (wie North in der Einleitung mit Recht hervorhebt) seit den 1970er Jahren in der Forschung besonderes Interesse fand, das freilich auch so allgemein gehalten ist, daß bei seiner Behandlung die Gefahr der Beliebigkeit droht, eine Gefahr, der manche Sammelbände auf diesem Gebiet nicht entgingen. North entzieht sich ihr durch eine zweifache, sinnvoll aufeinander bezogene Einschränkung des Themas: Einmal durch die Konzentration auf die kleinen Länder des nordwestlichen Europa von Finnland im Osten bis Belgien im Westen, zum anderen durch eine intensive Behandlung des Finanzsektors und dessen Rolle in der weltwirtschaftlichen Integration. Wie üblich, haben sich nicht alle Autoren streng an diesen Vorgaben orientiert. Doch halten sich die Abweichungen alles in allem in Grenzen, so daß der Band recht einheitlich wirkt.

Seinen Schwerpunkt bilden Monographien über die kleinen nordwesteuropäischen Länder. Skandinavien steht hier im Vordergrund mit Studien über Dänemarks und Norwegens Rolle in der Weltwirtschaft, jeweils von 1750 bis 1950 (P. Boje für Dänemark, F. Hodne für Norwegen); Y. Kaukiainen behandelt dieses Thema in einem von 1600 bis 1950 reichenden Überblick für Finnland. Alle drei Länder verstanden es, sich innerhalb der entstehenden Weltwirtschaft auf Spezialitäten (meist durch die Landesnatur bedingt) zu konzentrieren, die ihnen einen günstigen Platz im Konzept der Volkswirtschaften sicherten. Lediglich Schweden ging den Weg einer konsequenten Industrialisierung mit beachtlichen Erfolgen, wie M. Fritz in seinem Beitrag belegt. In der Zwischenkriegszeit war allen skandinavischen Staaten in ihrer Wirtschaftsordnung gemeinsam ein im einzelnen oft hochinteressanter Weg zwischen dem Wettbewerbsprinzip und der Kartellierung: H. Schröter stellt dies in seiner anregenden Studie überzeugend dar.

In den Westen Europas führen zwei Beiträge. E. Hurlings und R. van der Bie geben eine gesamtwirtschaftlich orientierte Übersicht über die wirtschaftliche Entwicklung der Niederlande und ihre Einbindung in den internationalen Handel zwischen 1850 und